

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(454.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 19. Mai 2006

Anwesend: **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Bayer**, Dr. Charlotte, Ettlingen; **Drollinger**, Dr. Kuno, Karlsruhe; **Fahrenbruch**, Rainer, Karlsruhe; **Görner**, Hans-Joachim, Ettlingen; **Goldschmit**, Johannes, Karlsruhe; **Guckes**, Jochen, Berlin; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Lang**, Susanne, Karlsruhe; **Pfanz-Sponagel**, Dr. Christiane, Freiburg; **Pohl**, Monika, Karlsruhe; **Raabe**, Dr. Mirjam, Karlsruhe; **Rödel**, Prof. Dr. Volker, Karlsruhe; **Wiedmann**, Ulrich, Pfinztal; **Wiedmann**, Ursula, Pfinztal.

Vortrag von

Jochen Guckes, Berlin

über

Städtische Selbstbilder bürgerlicher Deutungseliten in Deutschland, 1900-1960. Das Beispiel Freiburg im Breisgau

Nach einigen Begriffsklärungen werde ich Ihnen kurz den Kern der Selbstbilder meines Freiburger Fallbeispiels vorstellen, anschließend auf drei funktionale Ausprägungen von Selbstbildern eingehen und abschließend - sofern die Zeit reicht - einige vergleichende Bemerkungen in Bezug auf meine anderen Fallbeispiele Dortmund und Dresden machen.

Ich beginne mit einem Zitat aus dem Jahre 1961: „Mächtig schwingt sich das rote Sandsteinwunder des gotischen Münsterturmes aus der heimeligen Enge des Freiburger Marktplatzes auf, ein kühner Lanzenstoß in die breite Brust des Himmels. Im Dämmer der gewölbten Kirchenschiffe weht der Atem vergangener Zeiten, der mitten in der lebendurchpulsten Bischofs- und Universitätsstadt und ihren lärmenden Kaufstraßen und modernen wissenschaftlichen Instituten immer noch lebendig ist. Auf dem Kopfsteinpflaster des Marktplatzes rings um den Dom gibt sich heute noch wie eh und je die gesegnete Landschaft mit ihren Menschen und der Fülle ihrer Früchte ein Stelldichein.

In diesem kurzen Textauszug aus einem Prospekt des Landkreises Freiburg kommen städtische Selbstbilder hervorragend zum Ausdruck. Zunächst soll aber doch noch einmal definiert werden, was das überhaupt genau ist und von wem sie geprägt werden.

Unter städtischen Selbstbildern will ich Vorstellungen verstehen, die verschiedene Gruppen der städtischen Gesellschaft von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihrer Stadt hatten, sowie von ihrer Verortung im Raum und in der Region. Sie sind höchst wirkungsmächtige *Ideen* dessen, was die *Identität* einer Stadt ausmacht, was zu ihr passt, welche Verhaltensweisen in ihr und welche Politikmaßnahmen für sie angemessen sind. Städtische Selbstbilder sind somit sozial konstruiert und abhängig von den Interessen der Gruppen, die sie artikulieren. Sie unterliegen also einer Deutungskonkurrenz und haben verschiedene Facetten, die unterschiedlich stark betont werden. (daher immer Plural: Selbstbilder)

Formuliert werden sie von einer bürgerlich geprägten Deutungselite: Verschiedene Gruppen innerhalb einer Stadt vertreten dabei jeweils unterschiedliche Ausprägungen der städtischen Selbstbilder. Am wirkungsmächtigsten sind diejenigen einer Gruppe von Personen, die sich in verschiedenen Positionen professionell mit Selbstdeutung beschäftigen: hohe Stadtbeamte, Direktoren von Kultureinrichtungen, Interessenvertreter der ortsansässigen Wirtschaft. Sie treten als eine Deutungselite immer wieder mit entsprechenden Texten an die Öffentlichkeit. Diese sind formal und inhaltlich stark bürgerlich geprägt. Aufgrund des Sozialprestiges dieser „Berufsdeuter“, kann von einer hohen Prägekraft ihrer Texte/Bilder/Ideen ausgegangen werden, sowohl intern in das Bürgertum hinein, als auch extern in andere Schichten, für die das Bürgertum nach wie vor Vorbildcharakter hatte.

Quellen hierfür sind diejenigen Texte oder Bilder, die entstanden, wenn die Deutungselite zu oder von FR redete oder mit FR argumentierte, oft zu besonderen Anlässen wie Feierlichkeiten oder Diskussionen um neue Projekte. Es geht hier allerdings nicht um die Analyse der Stadtpolitik oder eine Kollektivbiographie der Deutungseliten. Auch über die Rezeption und Aneignung der Selbstbilder kann hier nicht gehandelt werden. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Texte selber.

Angesichts der Herkunft und der kulturellen Prägungen der DE ist die Rolle von Bürgertum und Bürgerlichkeit bei der Formulierung von städtischen Selbstbildern für deren Analyse von zentraler Bedeutung. Einige Bemerkungen zu diesen Begriffen sollen dies erläutern. Die Stadt war stets der genuine Ort des Bürgertums, der erste Ort seines politischen Handelns. Ob es sich beim Bürgertum tatsächlich um eine einheitliche Sozialformation handelt oder gehandelt hat, ist in der Forschung umstritten. Einigkeit herrscht jedoch darüber, dass bei den Mitgliedern des Bürgertums eine kulturell definierte Bürgerlichkeit feststellbar ist.

Dazu gehört: Eine positive Einstellung zu Leistung und regelmäßiger Arbeit sowie den daraus resultierenden Ansprüchen, zweitens ein Streben nach Rationalität, Selbständigkeit und Selbstverwaltung in Politik, Wirtschaft und einem eigenen Vereinswesen, drittens die Pflege von Bildung als Selbstzweck und die Unterstützung einer autonomen ästhetischen Kultur, sowie schließlich viertens die Wertschätzung der Familie als zentralem Raum bürgerlichen Lebens. Dies alles macht den Kern dessen aus, was die Forschung als Bürgerlichkeit bezeichnet hat. Die Beschreibung und Deutung - und damit auch die Reproduktion - dieses „bürgerlichen Wertehimmels“, wurde im wesentlichen von Bildungsbürgern vorgenommen, also der Kerngruppe auch der lokalen Deutungselite. Andere bürgerliche Schichten wie mehr technisch orientierte Ingenieure oder leitende Angestellte in der Industrie orientierten sich an ihm und wurden von ihm geprägt.

Hierbei handelt es sich jedoch um eine klassische Definition für das 19. Jahrhundert. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich die Gesellschaft gegenüber einer solchermaßen bürgerlich geprägten und dominierten Zeit dramatisch verändert. Die Arbeiterschaft war zahlenmäßig die stärkste Gruppe geworden. Das hatte in den Städten den Wandel des alten Ideals der Bürgergemeinde zur Realität einer Einwohnerstadt zur Folge, in der eben auch Nichtbürger präsent und politisch beteiligt waren. Zudem entwickelte sich ein neues kommunales Politikverständnis der bürgerlichen Honoratioren, das eine professionalisierte kommunale Leistungsverwaltung zur Folge hatte, nicht mehr das ehrenamtliche Engagement einiger weniger Angehöriger der städtischen Eliten. Hinzu kamen interne politische Differenzen. Den alten Fortschrittsoptimisten und -enthusiasten standen innerhalb des Bürgertums immer mehr Kulturpessimisten gegenüber. Die ohnehin idealisierende Gleichsetzung von Bürgertum und Liberalismus ging spätestens in der Zeit des Wilhelminismus nicht mehr auf. (Schmidt, Raßloff, Hachtmann und Wehler, Conze, Hettling etc.)

Problematisch ist auch die Gegenüberstellung von einem antibürgerlichen Nationalsozialismus und einem von diesem abgestoßenen Bürgertum. Tatsächlich - und das haben nicht nur die Analysen der Wählerschaft gezeigt - passten die beiden teilweise sehr gut zusammen. Das Ideal der Volksgemeinschaft erfüllte alte bürgerliche Ganzheits- und Ordnungssehnsüchte, der Führerstaat realisierte zudem das stets geforderte Durchgreifen gegenüber der organisierten Arbeiterschaft.

Die Analyse der politischen Dimension einer kulturell definierten Bürgerlichkeit kann helfen, ihre Bedeutung im 20. Jahrhundert besser zu erfassen. Sie wird in den Selbstbildern auf drei

Ebenen sichtbar: als Spiegel bürgerlicher Wertvorstellungen ganz allgemein; im Lokalbezug und der Lokalspezifik bürgerlicher Werte, sowie in der semantischen Kodierung von politischen Schlüsselbegriffen wie Nation, Heimat oder Geschichte, in der politischen Deutungskultur (Rohe).

Vor diesem Hintergrund will ich im folgenden fragen:

1. in welchen Funktionalisierungen städtische Selbstbilder am deutlichsten auftraten - (wobei die eventuellen Eigenlogiken von Teil-DE bei der Nutzung identischer Topoi zu berücksichtigen sein wird).
2. welche Bedeutung dabei ihrer Bürgerlichkeit beizumessen ist, vor allem, welche Relevanz und Prägekraft bürgerlicher Werte im 20. Jahrhundert auch über 1918 hinaus noch hatten
3. was am Freiburger Beispiel besonders ist. Es geht um die Lokalspezifik von Antworten auf allgemeine Herausforderungen wie Identitätsvergewisserung im rapiden gesellschaftlichen Wandel, die Modernisierung der Städte vor beziehungsweise ihren Wiederaufbau nach dem Krieg oder die sich verstärkende Städtekonzurrenz.
4. schließlich, welchen Wandel die Selbstbilder im Untersuchungszeitraum durchlaufen haben, wobei es vor allem um das Verhältnis von allgemeinem Zeitgeist und Ortsspezifik gehen wird.

Dies will ich im folgenden am Beispiel Freiburgs nachzeichnen.

Freiburg: Selbstbildkern und Deutungseliten

Aus verschiedenen Texten lässt sich zunächst der Kern eines städtischen Selbstbildes herauspräparieren - sie erinnern sich an mein Eingangszitat, hier noch eine visuelle Einstimmung:

Folie 1: Freiburg von der Sonnhalde aus gesehen (Merian 1950)

Freiburg ist demnach in erster Linie geprägt durch seine einmalige Lage und seine Verbindung zur Natur. Die Bezeichnung Schwarzwaldhauptstadt gehört in diesen Zusammenhang. Dies macht Freiburg zur idealen Fremdenstadt, zur „alldutschen Pensionopolis,, (Schulze-

Gaevernitz, MdR). Dieser Bezug auf das Umland, auf die Region, ist in besonderem Maße auffällig.

Als zweiter Themenkomplex taucht stets das Freiburger Münster auf, der „schönste Turm der Christenheit,, (J. Burckhardt). Die Freiburger Universität wird immer wieder genannt, um das Flair der Stadt zu charakterisieren, das südliche genussorientierte Lebensgefühl und der Wein ergänzen dies (nicht: Ganther). Zeitweilig spielt der Sport eine große Rolle (NS), ansonsten bleiben Aspekte der Massenkultur eher schwach. Erst nach Ende des Untersuchungszeitraumes werden auch andere Formen von Modernität herausgestellt (Verkehr, Bauten).

Dieser Befund wird erhärtet durch Selbstbezeichnungen der Stadt und Werbeslogans wie „Freiburg, Stadt des Weins, des Waldes und der Gotik,, - Sie dürfen raten, von wann der stammt. Auch die immer wieder verbreiteten Klischees von der Einmaligkeit der Stadt, von ihrer Anziehungskraft, fügen sich in dieses Bild. Als Alleinstellungsmerkmal gilt der Münstersturm, als Spezifika werden Bächle, Häusernamen und Straßenpflasterung genannt.

Leerstellen

Soweit der Selbstbildkern. Diese Aufzählung ist aber auch dahingehend interessant, was alles nicht vorkommt: Der Kaiserstuhl und der Rhein sind sehr schwach repräsentiert. Der Sitz des Erzbistums und zahlreicher öffentlicher Verwaltungen wird nur verhalten thematisiert. Die große Freiburger Garnison kommt nur am Rande vor, obwohl sie im öffentlichen Leben durchaus präsent war, als Militarismus sogar öffentlich kritisiert wurde. Die Freiburger Industrie wird nur sehr zögerlich vorgestellt, obwohl mit den Firmen Mez (Nähgarne), Welte (Musikinstrumente), Herder und später Rhodia-Seta durchaus wichtige Betriebe in der Stadt präsent waren. Moderne Technik spielte für die Freiburger zumeist offenbar keine Rolle. Schließlich wird die Sozialtopographie der Stadt fast völlig außer Acht gelassen: allenfalls die Villenvororte Herdern und die Wiehre finden Erwähnung, Arbeiterviertel gehören offensichtlich nicht zum Selbstbild, auch nachdem das Leitbild der Pensionopolis längst nicht mehr allein die Politik bestimmte.

Schichtenspezifik

Im Gegensatz zu den Befunden für Dortmund und Dresden fällt es für Freiburg wesentlich schwerer, Differenzierungen an diesem vorherrschenden Bild der Deutungseliten vorzunehmen. Eine starke naturwissenschaftlich-technische Elite gab es in Freiburg nicht, und wenn war sie eher bildungsbürgerlich-kulturkritisch als fortschrittseuphorisch eingestellt (Ing.

E. Hamm). Auch die Wirtschaftseliten sind hier nicht die deutlichen Vertreter des Fortschritts wie in Dortmund oder Dresden (Schlang). Von einer nennenswerten künstlerischen Avantgarde kann in Freiburg ebenfalls nicht die Rede sein. Folglich dominierte ein bildungsbürgerlicher Mainstream, in dem unterschiedliche politische Präferenzen in die liberale oder katholische Richtung sich nicht wesentlich in den Selbstbildern niederschlugen.

Die Texte von Zugezogenen und Einheimischen lassen sich in den Quellen nicht unterscheiden. Relevante Prägefaktoren sind eher Beruf/Funktion, Herkunft, Religion. Gegenmodelle und Ambivalenzen, wie sie in Dortmund oder Dresden doch deutlich greifbar sind, lassen sich in Freiburg deutlich weniger erkennen. Sie werden zumindest nicht öffentlichkeitswirksam: organisierte Arbeiterschaft, das katholische Milieu, die aufstrebende Massenkultur und Ansätze der Reformbewegung oder gar einer Avantgarde machen sich allenfalls am Rande bemerkbar.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Freiburg insgesamt zwar eine dynamische Stadt war, was die Entwicklung der Selbstbilder über die Zeit angeht (insbesondere im Kaiserreich und im Nationalsozialismus), die zentralen Narrative dabei im Wandel aber beibehalten und jeweils angepasst wurden. Hierin wird ein imaginiertes Konsens in der Stadt sichtbar (Chickering), der etwas erkennen lässt, was der Berliner Ethnologe Rolf Lindner den Habitus der Stadt nennt. Darunter versteht er die These, dass Städte jeweils eine „singuläre Beschaffenheit,, haben und aufgrund ihrer Geschichte „prädisponiert sind in ihrer Haltung gegenüber Einwirkungen von außen,,. Städtische Selbstbilder in Freiburg entwickelten sich in diesen Bahnen.

Daneben wird ihre Bürgerlichkeit deutlich sichtbar, etwa in der Orientierung an Werten wie Heimat und lebendigem Geschichtsbezug, aber auch in der Wertschätzung von Bildung und Reisen. Dass dies im gesamten Untersuchungszeitraum so blieb, ist in Zeiten der zunehmenden politischen Partizipation nichtbürgerlicher Schichten ein Zeichen für eine Verallgemeinerung von Bürgerlichkeit, die aus einem ungebrochenen Deutungsanspruch der Bürger bei gleichzeitiger positiver Ausstrahlung ihrer Werte resultierte.

Die bürgerlichen Deutungen hinkten jedoch dem realen Wandel der Einwohnergemeinde hinterher, verdeckten oder leugneten teilweise sogar die soziale Realität, durch die das Bürgertum seinen Deutungsanspruch bedroht sah. Auch in Freiburg gab es Industrie und Arbeiter. Die daraus folgenden politischen Spannungen wurden im Bezug auf die Selbstbilder negiert, allerdings wohl auch aufgrund des Verbürgerlichungswunsches vieler Arbeiterführer.

Schließlich fällt ein starker Regionalbezug auf, der freilich nicht ungewöhnlich war: Freiburg ruhte zwar in sich, hatte aber nicht genug funktionales Eigengewicht, um nur für sich zu stehen.

Funktionale Dimensionen

Ich komme zu meinem nächsten Punkt, den funktionalen Dimensionen von städtischen Selbstbildern. Sie werden auf drei Ebenen besonders sichtbar: in der Identitätspolitik, der Baupolitik sowie der Image- und Interessenpolitik.

Identitätspolitik

Die erste Ebene der Funktionalisierung von städtischen Selbstbildern richtete sich in erster Linie - wenn auch nicht ausschließlich - nach innen, sollte der Binnenintegration und Konsensstiftung oder der Legitimierung von Macht- und Herrschaftsansprüchen dienen, kurz: der Identitätspolitik. Diese Funktion stand dabei nicht immer notwendig *intentional* im Vordergrund - oftmals ging es um heiß verfochtene Glaubensüberzeugungen - doch gewirkt haben die Bilder meistens.

Heimat

Ein erstes zentrales Stichwort heißt hier „Heimat,“. Zwar war dabei nicht direkt von „Heimat Freiburg,“ die Rede, sondern eher von „Badischer Heimat,“, diese war aber eine wichtige Ebene auch lokaler Identitäten, und die Akteure der Heimatbewegung waren zentrale Mitglieder der Freiburger Deutungselite. Wenn schon die Heimat nicht direkt mit Freiburg besetzt war, so könnte man sagen, dass die Badische Heimat aus dem Blickwinkel der Freiburger definiert wurde. Dominant war dabei eine Flucht in die ländlich-dörfliche Idylle. Die Badische Heimat hatte aber auch keine Probleme mit völkischen Konzepten wie der Rassenkunde, die etwa vom Vereinsvorsitzenden Eugen Fischer schon früh gefördert und in der Bewegung heimisch gemacht wurde.

Raumbezug: Nation

Bedeutend ist zweitens die Symbolpolitik einer mittleren Stadt in Grenzlage, die diese seit 1918 erneut bestehende Gefährdung kompensieren wollte. So hieß es zur Gündsteinlegung des neuen Universitätsklinikums 1926: „Regierung, Stadt und Volk sind sich der hohen Aufgabe bewusst, diesen Eckpfeiler deutscher Kultur am Eckpfeiler unseres Reiches mit den letzten Mitteln zu hüten und zu festigen,“. Freiburg definiert hier seine Rolle für die Nation. Im gleichen Text wird

deutlich, wie sehr diese Selbstbildtexte von bürgerlichen Werten geprägt waren, wenn von bürgerlichem Opfersinn und bürgerlichen Aufbauleistungen die Rede ist und diese trotz Krisenerfahrungen in Fortschrittserzählungen eingebettet werden. [vgl. Schlang] Der badisch-katholische Föderalismus betonte dabei bewusst den Patriotismus um zugleich Distanz zum protestantischen Preußen wahren zu können.

In diesen Kontext gehört seit dem Ersten Weltkrieg auch die Selbstbezeichnung als Frontstadt. Im Zuge des großen deutsch-französischen Frontkämpfertreffens 1937 wurde genau dies seitens der Stadt von OB Kerber instrumentalisiert, und die neue alte Garnison erfüllte seit der Remilitarisierung des Rheinlandes die Bürgerschaft wieder mit Stolz.

Raumbezug: Region

Drittens ist ein weiterer räumlicher Identitätsbezug wichtig: die Region. Neben Nation und Staat kamen mit der Betonung einer völkisch-stämmischen Komponente statt der politisch-dynastischen des Hauses Baden schon früh neue Ordnungsvorstellungen auf. Vor allem in den Weimarer Jahren gewann der Bezug auf Alemannien rasch an Bedeutung, zumal Freiburg dabei eine herausragende Rolle zukam. Die Hebel-Konjunktur (Z'Friburg in der Stadt) verdeutlicht dies. Insbesondere OB Kerber im Dritten Reich setzte auf die alemannische Karte, aber auch viele Vertreter der Heimatbewegung.

Für die Badische Heimat brachte dies aber auch Probleme, da ihr Verein ja auf die Dynastie bzw. den Staat ausgerichtet war, der auch Mitglieder des rhein-fränkischen Stammes regierte. Der Gegensatz zu Schwaben hingegen machte von der völkischen Warte aus keinen Sinn, weswegen Alemannen wie der Freiburger Geograph Metz auch frühe Befürworter des Südweststaates waren. (In Klammern: nach dem Krieg führte genau diese Problematik nach einem Streit über die Frage des Namens des neuen Staates zum Rücktritt des Geschäftsführers des Vereins, des Südweststaatsverfechters Rudi Keller).

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges brachte die Teilung des alten Baden in einen amerikanisch und einen französisch besetzten Teil nämlich eine ganz neue Lage. Die bald - wie schon einmal in der Weimarer Zeit - wieder auftretende Diskussion um den Südweststaat brachte neue Fronten in der alten Debatte. Freiburg war nun Hauptstadt (Süd-)Badens, wenn auch nur provisorisch und in Vertretung Karlsruhes, und damit Zentrum der Altbaden-Propaganda aus Staatskanzlei und Erzbischöflichem Ordinariat. Gleichwohl kamen auch einige prominente Südweststaatler aus Freiburg und machten die Stadt zu einem wichtigen

„Schlachtfeld,,. Sie argumentierten allerdings nur noch wirtschaftlich und mit dem Fortschritt, und nicht mehr mit dem Alemannischen Stamm.

Geschichtspolitik

Neben der räumlichen Verortung spielt auch die zeitliche Ebene eine wichtige Rolle in Fragen der Identität, in Form der Geschichtspolitik. Für Freiburg ist eine besonders intensive Verbundenheit mit der Geschichte des Alten (katholischen) Reiches festzustellen: Freiburg erinnerte sich gern an seine Zeit als Hauptstadt Vorderösterreichs, als treuer Vasall Habsburgs [Zitat Führer 1900]. Auch nach 1815 unter badischer Herrschaft wurde dieses Verständnis noch gepflegt, trotz intensiver Bemühungen um Identitätsstiftung seitens der protestantischen Karlsruher Dynastie, die sich auf ihre Verwandtschaft mit den Zähringern berief, um Legitimität im Breisgau zu gewinnen - eine Figur, die in Selbstbildtexten auch oft positiv aufgegriffen wurde. Die Zähringer gewannen so an Gewicht für das Freiburger Selbstbild, was sich auch im Bund der Zähringerstädte und der Konstruktion einer Zähringer Gründungsstadt widerspiegelt.

Eine solche Selbstvergewisserung durch die Erzählung von „Eigengeschichte,, - so der Dresdner Soziologe Rehberg - liesse sich auch hervorragend an Jubiläen wie der 800-Jahrfeier der Stadt 1920, der Hundertjahrfeier des Erzbistums 1927 oder der Fünfhundert-Jahrfeier der Universität 1957 aufzeigen.

Ganz andere Aspekte standen bei der Auseinandersetzung mit dem Erbe der NS-Geschichte im Mittelpunkt: das Kriegsgedenken an den Jahrestagen des Bombenangriffs vom 27. November diente der Stärkung des kommunalen Zusammengehörigkeitsgefühls in schweren Zeiten, wobei die Opfer der Diktatur wie üblich anfangs nicht im Zentrum standen. Zugleich wurde von den Alliierten und der neuen Stadtverwaltung gleichsam als Konsequenz aus dem Dritten Reich intensiv an einer Westernisierung durch neue Kulturinstitute oder mittels der Gründung einer Städtepartnerschaft mit Besançon gearbeitet.

In die gleiche Richtung wies auch die Neuorientierung auf Europa und das christliche Abendland. Oberbürgermeister Hoffmann initiierte 1948 die erste große Veranstaltung der Europa-Union in Freiburg - man konnte nach vorn blicken, sich in die Völkergemeinschaft wieder eingereicht fühlen, musste sich über die Schuld am Dritten Reich keine weiteren tiefgreifenden Gedanken machen und konnte gegen Kommunismus und Materialismus zu Felde

ziehen. Die Weichen in Richtung der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik waren gestellt.

Ein ganz anderes Beispiel für Geschichtspolitik stellt die Identitätsstiftung durch einen *imaginierten* Geschichtsbezug dar, und zwar die Indienstnahme eines so nie dagewesenen Mittelalters, die zur Zeit des OB Winterer im historistischen Sinne begann. Er orientierte sich bei seinem Ausbau Freiburgs zur attraktiven Mittelstadt an einem mittelalterlichen Ideal. Nach 1918 wurde dies ikonographisch auch auf den Scheinen des Freiburger Notgeldes fortgeführt, durch einen Geschichtsbezug, der die Sicherheit des Bewährten in Zeiten des Wandels suggerieren sollte.

Folie 2: Freiburger Notgeld

Schließlich stellt auch die „Schwäbisch-Alemannische Fasnet“, in Freiburg eine erfundene Tradition dar (Mezger). Mehr noch als schon bei der schwäbisch-alemannischen Fasnacht insgesamt wurde hier ein kontinuierliches „mittelalterliche Brauchtum“, suggeriert, das es so nie gegeben hat.

Folie 3: Narr

Zukunftsorientierung

Doch nicht nur die Geschichte, auch die Zukunft stellt eine Identitätsressource dar. Besonders in der Aufbruchzeit unter OB Winterer war der Blick in die Zukunft gerichtet. Das Programm wurde am besten vom Freiburger MdR Schulze-Gaevernitz in Worte gefasst, der Freiburg zur „alldeutschen Pensionopolis“, machen wollte. Ich hatte es schon erwähnt.

Auch um 1890 gab es schon hochfliegende Visionen davon, wie Freiburg im Jahr 1980 aussehen würde, und kommunale Großprojekte späterer Zeiten wie die Schauinslandbahn waren ebenfalls Zukunftsversprechen, ebenso wie die Alemannienpläne des OB Kerber im Dritten Reich.

Zusammenfassung

Insgesamt lässt sich bezüglich der Identitätspolitik sagen, dass ihre Wandlungen jeweils auf allgemeine Herausforderungen und Großlagen reagierten und sich immer in den durch Lage, Funktion und Tradition, kurz: den Habitus der Stadt, beschriebenen Bahnen bewegte. Die Deutungseliten betonten dabei Werte der Bürgerlichkeit in Zeiten der Einwohnergemeinde.

Wiederum hinkten sie damit hinter der Realität her, wenn sie die Stadtgemeinschaft als Bürgergemeinde entwarfen und bürgerlichen Opfergeist oder deutsche Kulturwerte beschworen.

Nichtsdestotrotz war der Versuch einer Integration durch Einheitsfiktion und Geschichtsdeutung zentral für das bürgerliche Selbstbewusstsein, vor allem gegenüber der erstarkenden Arbeiterschaft. Diese Strategie der Negierung politischer Spannungen, der Konfliktausblendung in der lokalen Volksgemeinschaft, hatte jedoch den Preis der Aufgabe emphatischer emanzipatorischer Ziele im Bürgerbegriff, erinnert sei nur an die Aufgabe des Ideals der Selbstverwaltung im NS.

Im Gegenzug wurde die Bedeutung Freiburgs für das Ganze, für die Nation betont. Das Angebot der konfliktausblendenden alemannischen Volksgemeinschaft war eine Verlockung für das Bürgertum, die belegt, inwieweit NS und Bürgerlichkeit durchaus kompatibel waren, wenn national orientierte Ordnungssehnsüchte befriedigt wurden. Solche angebliche Apolitie in der Identitätspolitik war und ist jedoch eine Illusion - und letztlich ein konservatives Muster.

Baupolitik

Ich komme zur zweiten funktionalen Dimension, der Baupolitik. Bei ihr geht es um den Versuch, eigene Ordnungsvorstellungen dominant im Raum festzuschreiben. Es geht also nicht nur um die Herrschaft über Gedanken und Herzen, sondern um konkrete materiale Manifestationen. Architektur und Städtebau produzieren somit Selbstbilder in Stein, je nach Zeitgeist bzw. vorherrschendem Stil, immer aber als Repräsentation der dominanten Ordnungsvorstellungen im Sinne Roger Chartiers. Die Durchsetzung eines politischen Programms mit den Mitteln der Architektur lässt sich wiederum zuerst an der Winterer-Zeit zeigen: „Dörfer haben Dächer, Städte haben Türme,“ hieß das Motto des OB: Das Ergebnis war das eben erwähnte erfundene Mittelalter, das aber sehr wirkungsmächtig war. Als Beispiele zu nennen wären hier die beiden Stadttore, die ohne historisches Vorbild um ein Drittel erhöht wurden.

Zugleich wurden große Stadterweiterungen mit Villenvierteln für die umworbenen norddeutsch-protestantischen Pensionäre vorgenommen. Zudem entstanden in dieser Zeit Repräsentationsbauten wie das Stadttheater im wilhelminischen oder wie das KG I im Jugendstil, und die alte Hauptstraße wurde zur modernen Geschäftsstraße ausgebaut.

Diese Orientierung am Alten und die Planungen für die neue Zeit ergänzten sich in der Stadtplanung in Freiburg auch zwischen 1920 und 1960, allerdings unter geänderten stilistischen Vorzeichen. Die Oberbaudirektoren Karl Gruber und Josef Schlippe verstanden unter Denkmalpflege zunächst die Purifizierung alter Gebäude: alle Änderungen aus der Zeit des Historismus und des Jugendstils sollten wieder verschwinden - Stadttore und Stadttheater inbegriffen. Auch Abrisse waren dabei willkommen, etwa der der Synagoge. Das Ideal war nun die Zeit um 1860 und nicht mehr ein erfundenes Mittelalter.

Folie 5: Purifizierung

Für moderne Architektur im Sinne des Bauhauses oder gar „amerikanische Turmhäuser,“ war da kein Platz, und spätestens 1933 wusste sich Schlippe darin im Einklang mit der Mehrheit der Bevölkerung, wie er 1941 im Jahresband der Oberrheinischen Heimat schrieb. Zugleich wurde aber auch für die Zukunft geplant: Verkehrsfragen mussten gelöst und die Bedürfnisse des neuen Regimes befriedigt werden, wobei die entsprechenden Pläne der Mitarbeiter Schlippes bezüglich des Städtebaus und der Monumentalarchitektur nicht mehr verwirklicht wurden.

Folie 6: Aufmarschplan

Schlippes Vision entsprach dem Wertekanon des Teils des Freiburger Bürgertums mit kulturkritischer Grundstimmung, der sich durch die Moderne latent bedroht sah. Insofern kommt auch hier eine konservative Bürgerlichkeit zum Ausdruck, die in Freiburg ganz eindeutig die Oberhand behielt gegenüber anderen bürgerlichen Entwürfen von Fortschritt. Diese Pläne Schlippes dienten auch unmittelbar als Grundlage für den Wiederaufbau der Stadt. Für die vorausgegangene weitreichende Zerstörung Freiburgs am 27.11.1944 galt dabei, was OB Hoffmann 1947 folgendermaßen formuliert hatte: „Ein Unglück ja, aber auch eine Gelegenheit,“ (Die Neue Stadt 3, 1947). Im Ergebnis wirkte das neue Freiburg für Schlippes Kollegen Gruber freiburgerischer als die Innenstadt der Gründerzeit.

Folie 7: Wiederaufbau der KaJo

Insbesondere die Planung von Arkaden in der Kaiser-Joseph-Straße sowie die Ringstraßen wichen dabei allerdings von der Vorkriegsstadt deutlich ab und wurden auch gegen den Widerstand betroffener Geschäftsleute realisiert. Die Mehrheit der Freiburger sah jedoch durch die Pläne Schlippes das Bild von ihrer Stadt am besten wiederhergestellt, sah ihr Lebensgefühl dort besser getroffen als in den Plänen der modernen Architekten der Karlsruher Schule, die später für die Neubauten der Landesbehörden und der Universität zuständig waren.

Folie 8: KG II

Das wurde im Jahr 1953 besonders deutlich an den Protesten gegen die Pläne für ein Behörden-Hochhaus gegenüber dem Stadttheater, zu der sich fast die gesamte konservative Honoratiorenschaft zusammenschloss: Die Zeitungsnachrichten mit einem Modellfoto „haben weite Kreise der Freiburger Bevölkerung aufs tiefste beunruhigt und mit schwerster Sorge erfüllt.“, Es gehe um ein Projekt, „das über Sein oder Nichtsein des Freiburger Stadtbildes entscheidet. Denn das 1. Hochhaus würde unweigerlich einen Präzedenzfall bilden, was zu unvorstellbaren Folgen führen müsste.“, Die heutige Bahnhofsachse ist jedenfalls eine Abkehr von dieser Vorstellung. Auch hieran zeigt sich die Zeitgebundenheit bürgerlich geprägter Wertvorstellungen, die politisch handlungsrelevant werden.

Zusammenfassung

Zusammenfassend zeigt sich in Freiburg eine erfolgreiche Schaffung und Bewahrung lokaler Identität durch Architektur und Städtebau in spezifischer Moderne-Traditionsmischung: als baulicher Konservatismus in der liberalen Vorzeigestadt (wobei die konservativen bis nationalsozialistischen Seiten Freiburgs ja bereits gezeigt wurden). Das lokale Bauen diente der Individualisierung der Stadt, die dadurch ihren spezifischen Charakter erhielt oder noch weiter verfestigte.

Zugleich werden die Repräsentationen von Ordnungsvorstellungen der Städtebauer und ihrer Auftraggeber sowie der Stadtgemeinde sichtbar: Sie waren bürgerlich geprägt, vor allem in der Art ihrer Projekte (Theater, Rathaus, Symbolbauten wie die Stadttore oder die Schauinslandbahn), wobei der politische Gehalt wiederum ausgeblendet war. Das Leitbild der bürgerlichen Stadt war weiter präsent, etwa in bürgerlichen Bauformen und Symbolen der politischen Öffentlichkeit wie Denkmälern und Marktplätzen. Dies gilt allerdings eher für die neuen Villenviertel als für die neuen Siedlungen für die Arbeiterschaft.

Der vorherrschende Baustil wandelte sich in Freiburg von relativer Modernität am Anfang des Jahrhunderts zu konservativer Bewahrung am Ende des Untersuchungszeitraumes, wobei letztere allerdings im Rückblick wiederum selber modern ist, nicht architekturhistorisch gesprochen, sondern allgemeinhistorisch.

Stadtwerbung und städtische Interessenpolitik

Stadtwerbung und Reiseführer

Den sichtbarsten Aspekt hierbei stellt sicherlich die Selbstdarstellung in Werbematerialien und Stadtführern dar. (An dieser Stelle ist allerdings zu beachten, dass Selbstbilder, Wunschbilder und Fremdbilder oftmals eine spezifische Mischung eingehen, die die Analyse erschweren. Gleiches gilt für die Selbstreferentialität einer Gattung, die oftmals einfach voneinander abschreibt, sowie für die Anteile von Zeitgeistspezifika in ihren Texten.) Grundsätzlich zielten die Freiburger Veröffentlichungen auf Touristen und Pensionäre, die Bedeutung der Wirtschaft in Freiburg wurde daher zurückgestellt. Besondere Attraktivität beanspruchte man für eine gelungene Verbindung von Tradition und Fortschritt, die in dem Mythos der Einzigartigkeit der Stadt gipfelte: wer einmal gekommen sei, komme immer wieder.

Über die Jahre lässt sich jedoch auch ein signifikanter Wandel feststellen. In der Kaiserzeit stand ganz die Werbung für die Pensionopolis, für die Fremdenstadt Freiburg im Vordergrund. Insbesondere Reisende und Ruheständler aus Norddeutschland (gerne auch liberal und protestantisch) wollte man gewinnen. Münsterturm und Schwarzwald waren optisch die dominierenden Botschaften. Ein zentrales Anliegen war dabei, wie gerade erwähnt, immer die Verbindung von Tradition und Fortschritt. Ein Beispiel aus einem Führer von 1909, verfasst vom Syndikus der Handelskammer Wilhelm Schlang: „Freiburg ist eine Stadt nicht nur des gesunden Fortschritts, der neuzeitlichen Errungenschaften, sondern auch zahlreicher geschichtlicher Erinnerungen. Zwar sind Reste des mittelalterlichen Walls nicht mehr vorhanden und auch die Festungswerke aus Vaubans Tagen sind bis auf etliche Andeutungen verschwunden, doch ragt noch manches stattliche Wahrzeichen ehrwürdiger Vergangenheit in die Gegenwart herein und an alten Bürgerhäusern, deren Erker und Zierrate noch den gelehrten Erasmus oder den gottbegnadeten Hans Baldung durch die Gassen haben wandeln sehen, ist kein Mangel.,,

Im Dritten Reich wurden die Themen des ersten Jahrhundertdrittels weiterentwickelt.

Folie 9 I + II: Gedicht (1933)

Alte Klischees wurden weitergetragen (Anziehungskraft), der vorhin zitierte Slogan von der „Stadt des Weines, des Waldes und der Gotik,, wurde erfunden, und die völkische Mission Freiburgs wurde unterstrichen (deutscher Genius, Grenz wacht). Neu war die Berufung zum kulturellen Zentrum des oberrheinischen Raumes, zum Zentralort des neuen deutschen

Alemanniens, wie wir bereits gesehen haben. Am Ende des Dritten Reiches brachte die Zerstörung der Stadt am 27. November 1944 statt eines Neuanfangs eine affirmative Rückbesinnung:

„Die folgenden Bilder mögen bestätigen, dass Freiburg die *Stadt des Waldes*, des *Weines* und der *Gotik* blieb. Sie ist das *Tor zum Hochschwarzwald*., heißt es im einem Nachkriegsprospekt von 1948. Die Stadt ist zerstört, die Natur aber bleibt. Trotzig wird an die völkische Diktion schon des Kaiserreiches angeschlossen, indem der Maler Hans Thoma zitiert wird: „Die Schwarzwaldhauptstadt Freiburg. Die Stadt Freiburg wird in alle Zukunft eine Perle unter den deutschen Städten sein, ein sicherer Hort deutscher Art und Sitte, ein Sammelpunkt des Schwarzwaldes, ein Mittelpunkt des Alemannenstammes, in dem Religion, Wissenschaft und Kunst blühen, erfüllt vom deutschen Geist, der unvergänglich die Zeit überdauert. -- Sie liegt auf einem gar schönen Erdenfleck, nah beim Himmelreich. -- Gott wird sie behüten!.,

Schon 1950 wurde der Blick wieder mehr nach vorn gerichtet. Nun standen die Chancen im Dreiländereck im Vordergrund, und das alte Grunddilemma der Spannung von Tradition und Fortschritt wurde wieder bearbeitet: „Wie in keiner anderen Stadt schmiegt sich die Industrie in so diskreter Weise in das Gesamtbild der Stadt ein wie in Freiburg. Ganz schüchtern nur deuten einige Gebäudekomplexe in den Außenbezirken auf das Vorhandensein namhafter und weithin bekannter Erzeugungsstätten. ... Freiburg ist Großstadt und doch ein trauter Platz!., Erst am Ende des Untersuchungszeitraumes neigt sich die Waagschale dann zum ersten Mal auf die Seite der Moderne, inhaltlich wie formal.

Folie 9 II: Werbung (1960er)

Ikonographie

Diese Entwicklung lässt sich auch anhand der ikonographischen Gestaltung zeigen, z.B. anhand von Postkarten, Plakaten, Stadtfilmen oder kommunalem Notgeld. Anders als etwa in Dortmund war besondere Modernität in Freiburg nicht zu konstatieren.

Folie 10 Stadtführer 1927: gebremste Modernität

vgl. Folien 2 und 15: Notgeld FR und DO

Es ging eher um eine Weiterentwicklung gemäß allgemeiner Trends. Auch der Stadtfilm, der im Dritten Reich vom Kameramann Sepp Allgeier produziert wurde, spiegelte eher altbekannt Bilder und Vorlieben der Nationalsozialisten als künstlerisch zu neuen Ufern aufzubrechen.

Interessenpolitik

Eine andere Ebene der Selbstbildnutzung stellt die Interessenpolitik dar. Hier nutzte die Verwaltung sie konkret zum Vorteil ihrer Stadt. Das zeigt sich etwa an der institutionellen Unterstützung des Tourismus durch das Verkehrsamt, das allerdings oft im Clinch mit dem Verkehrsverein lag, der die Interessen der Freiburger Fremdenverkehrswirtschaft vertrat.

Diese stand in erster Linie im Konkurrenzkampf mit Baden-Baden und Heidelberg, um Pensionäre bzw. Touristen und Studenten.

Dass Tourismus allein als wirtschaftliche Basis allerdings doch nicht ausreichte, hatte schon OB Winterer zum Ende seiner Amtszeit erkannt. Nach dem Ersten Weltkrieg warb man daher verstärkt um Industrieansiedlungen - was nach dem Zweiten natürlich fortgeführt wurde, v.a. durch den Architekten und Stadtrat Albert Maria Lehr, einen der Freiburger Protagonisten des Kampfes für den Südweststaat.

Folie 11: Industriegebiet 1926

Auch die Universität wurde als Ressource genutzt: Ganz gezielt warb die Stadt mit deutschnationalen Texten um Studierende aus dem ganzen Reich - wohl wissend, dass diese Diktion im akademischen Milieu Voraussetzung für Attraktivität war und dass Freiburg als Universität mit katholischem und liberalem Ruf hier Profilierungsbedarf hatte - aber wohl auch im Einklang mit einer immer stärker werdenden Neuorientierung bürgerlicher Werte in diese Richtung nach 1918.

Der badische Staat als potentieller übergeordneter Helfer hingegen kam in den Zwanziger Jahren in den Augen der Freiburger Deutungselite nicht immer gut weg. Die Stadt war durch den Versailler Vertrag besonders hart getroffen und fand sich eines großen Absatzmarktes beraubt sowie der Gefährdung durch Frankreich abermals ausgesetzt. In dieser Situation fühlte man sich im „badischen Oberland,, von Karlsruhe nicht gut vertreten oder sogar direkt benachteiligt. Die Debatten um den Verlauf der Autobahn HaFraBa sowie die Diskussionen um eine Reichsreform, die bereits in den 1920ern von einem Südweststaat handelten, belegen dies. (HAFRAZÜ statt HAFRABA - FZ Nr. 61, 2.3.1930)

Zusammenfassung

Zusammenfassend zeigt auch der Blick auf die Image- und Interessenpolitik im moderaten Wandel eine allgemeine Orientierung an Habitus der Stadt und Zeitgeist. Freiburg war erneut kein Hort der Modernität. Wieder wurde zur Steigerung der Individualität der Stadt ihre Einzigartigkeit betont. Selbstbilder dienten hier als Argument. Zudem zeigt sich der Eigenwert lokaler kultureller Überlieferung für eine bürgerliche Symbolpolitik; auch hier sind typische NS-Ideologeme in bürgerlicher Rhetorik greifbar. Diese war in der Städtekonkurrenz natürlich in erster Linie von bürgerlichen Interessen und Instrumenten geprägt, wobei allerdings der klassische Wert der Kunst beispielsweise nur in seiner historischen Ausformung als Geschichte wichtig war.

Die Zukunftsorientierung als Gradmesser verschiedener Moderneakzeptanz war in Freiburg nicht übermäßig stark ausgeprägt, wuchs aber zum Ende der Fünfziger Jahre deutlich an.

Anhand der Stadt Freiburg im Breisgau konnte die Rolle bürgerlicher Deutungseliten als nahezu alleinige Produzenten von städtischen Selbstbildern gezeigt werden. Es wurde deutlich, dass deren Prägung zu einem Gutteil durch die Wirtschafts- und Sozialstruktur vorgegeben ist, wobei den städtischen Deutungseliten jedoch beachtliche Spielräume zur Umdeutung bleiben. Drei Funktionen städtischer Selbstbilder konnten vorgestellt werden: Identitätspolitik, Baupolitik und Image- bzw. Interessenpolitik. An ihnen wurden jeweils lokalspezifische Ausprägungen allgemeiner Trends sichtbar. Im Vordergrund stand aber eine *longue durée* der Selbstbilder in Anlehnung an einen Habitus der Stadt, nicht ohne eine gewisse Responsivität gegenüber exogenen Einflüssen (1918 SPD, NS, Krieg).

In den Selbstbildern wurde eine tiefe bürgerliche Prägung sichtbar, und zwar hinsichtlich allgemeiner Werte, des Lokalbezugs und der lokalspezifischen semantischen Kodierung übergeordneter politischer Schlüsselbegriffe wie Nation, Heimat und Geschichte. Dieser Befund gilt für die gesamten 60 Jahre und unterstreicht die Bedeutung von Bürgerlichkeit für die Analyse der Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Die Selbstbilder können auch die zeitverzögerten Anpassungsleistungen des Bürgertums an die Wandlungen der Gesellschaft verdeutlichen. Dem Übergang von der Bürgergemeinde zur Einwohnergemeinde der modernen Massengesellschaft wurde mehrheitlich mit der Strategie einer Individualisierung der Bedeutungszuschreibung der Stadt begegnet, ebenso wie mit der

Reduktion des fortschrittsorientierten Pathos im Begriff des Bürgerlichen sowie einer Konzentration auf Identitätsbewahrung im Sinne der alten Stadt.

DISKUSSION

Prof. Krimm: Ich eröffne das Gespräch in einer Thematik, die sehr viele Seiten einer Trivial-Semantik berührt.

Frau Pohl: Sie haben hauptsächlich vom bürgerlichen Selbstbild gesprochen. Gab es denn Gegenbilder z.B. der Arbeiterschaft oder der Studentenschaft? Und inwiefern ist dieses bürgerliche Selbstbild etwas ganz besonderes für die Stadt Freiburg? Könnte man Vergleiche ziehen zu Heidelberg, Tübingen u.a.?

Herr Guckes: Ja, die Gegenbilder. Ich muss zweifach antworten. a) ich habe sie natürlich auch gesucht, weil solche Konflikte die Arbeit natürlich immer stark bereichern. Andererseits hatte ich schon bei den Bürgerlichen relativ viel Material, es gab einen großen Quellenbestand, und das heißt, ich habe das Gegenbild nicht in der gleichen Systematik erarbeitet, und das liegt auch daran, dass die Quellen in Freiburg nicht einfach auf der Hand liegen. Mit anderen Worten, in Freiburg habe ich keine ganz bedeutenden Unterlagen dazu gefunden. In Dortmund z.B. gibt es sie in den gleichen Quellen, die ich hier vorgestellt habe, da hat man eben auf der einen Seite den Stadtbaurat, der sagt: „Weg mit dem alten Plunder, ich möchte hier eine ordentliche neue Strasse bauen,“. Und solche Dinge treffen in der Stadt aufeinander und werden diskutiert. In Dresden gibt es zumindest Diskussionen, wo die Vertreter der Technischen Hochschule sich zu Wort melden und dezidiert ihre Sicht mit einbringen. Dort ist es spannend zu sehen, wie die sich da in diesen bildungsbürgerlichen Mainstream einklinken, was in Dortmund leider nicht passiert. Aber in Freiburg gibt es dies nicht, es gibt ja keine technische Fakultät mit ihren Vertretern. Bei der Arbeiterschaft könnte es die Zeitungen geben, aber da ist die Frage, wo kriegen sie die her. Die Arbeiter machen eben keine Werbebroschüren für die Stadt, sie sind nicht die Museumsdirektoren, es sind nicht diejenigen, die das Schriftgut produzieren. Aber ich kann nicht ausschließen, dass es das gegeben hat, nur finde ich es eben nicht schriftlich in der entsprechenden Form. In den Arbeiterzeitungen von Freiburg gibt es relativ wenig Lokales, Politik bezieht sich allenfalls auf den Stadtrat, da kann man natürlich etwas herauslesen, aber das ist eher wenig. Und wenn ich jetzt noch drei Jahre Zeit und Geld erhielte, dann könnte ich alle Ratsprotokolle durchlesen, ob es aus dem Stadtrat mehr Informationen gibt; aber das habe ich jetzt zeitlich einfach nicht geschafft.

Was die Studenten angeht, die sind völlig d'accord mit dem bildungsbürgerlichen Mainstream; das sind ja gerade die, die dann ein paar Jahre später genau die gleichen Positionen einnehmen werden. Im Dritten Reich oder in der späten Weimarer Zeit sind das vor allem die radikaleren Völkischen, aber das verlässt eben nicht dieses Grundmuster. Katholizismus ist in Freiburg natürlich das Mehrheitsmilieu, das ist in Dortmund oder in Dresden wiederum interessant, weil es da zu anderen Auffassungen kommt. Doch ist es in Freiburg aber eben auch nicht so relevant. Ein Vergleich zu Heidelberg oder Tübingen wäre sicherlich spannend, doch habe ich leider

überhaupt keine Ahnung, wie es dort auf dieser Ebene aussieht. Ich vermute, dass es wohl sehr ähnliche Selbstbilder gibt, da muss man dann eben schauen, was jeweils spezifisch ist. Wo in Freiburg vom Schwarzwald die Rede ist, da werden die Heidelberger wohl eher vom Schloss, vom Neckar ausgehen, und dann besteht eben die Frage, wie das thematisiert wird. Das wäre sicherlich sehr spannend. Ich habe mich dafür entschieden, drei unterschiedliche Städte zu vergleichen, die eben möglichst diametral auseinander sind. Man hätte mit dem gleichen Recht sagen können, ich mache Dortmund und Bochum, ich mache Heidelberg und Freiburg, aber ich dachte, dass es für meine Zwecke eben sinnvoller ist, möglichst Unterschiedliches zu nehmen. Dazu kann ich nur sagen: „Da muss jemand Anderer noch ein Buch schreiben.“

Herr Goldschmit: Warum haben Sie dann gerade Freiburg genommen, da es doch sehr schwierig ist, eine typische bürgerliche Stadt zu nehmen. Ich sehe ja auf den ersten Blick, dass es in Freiburg zwei verschiedene Arten von Bürgertum gibt, einmal das alteingesessene, aber auch das zugezogene Bürgertum, Letzteres vor allem verbunden mit der Universität und mit den Touristen. Und in dem Zusammenhang würde es mich auch interessieren, ob Sie in Dortmund Bürger gefunden haben, die in Dortmund tätig waren, die aber z.B. in Freiburg studiert haben?

Herr Guckes: Ja, warum Freiburg? Ich wollte eine südwestdeutsche Stadt haben, mit liberalem und katholischem Profil, weil die beiden anderen eher protestantisch geprägt sind, Dresden als Residenzstadt, Dortmund als Industriestadt, jedoch mit reichsstädtischer Hansevergangenheit, und Freiburg dann eben als mittlere Universitäts- und Verwaltungsstadt und eben in Südwestdeutschland. Das waren die Vorgaben, man hätte sicherlich auch andere Städte wählen können. Das ist letztlich irgendwo beliebig; bei mir waren es dann auch forschungspraktische Gründe, das darf man ruhig sagen. Dass ich die Stadt kannte, weil ich dort studiert habe, ist ein Vorteil. Dresden kannte ich weniger gut, das kostet dann bedeutend mehr Arbeit, denn so einen Text versteht man einfach besser, wenn man die Stadt kennt, man kann ihn schneller einordnen. Das mit den Zugezogenen und den Alteingesessenen ist natürlich überall relevant. Ich habe mir das natürlich überlegt, habe aber keine entscheidenden Unterschiede feststellen können. Die Oberbürgermeister oder der Syndikus der Handelskammer oder wer auch immer sind in aller Regel keine geborenen Freiburger, trotzdem sind das genau die Leute, die das Bild der Stadt ausmachen. Sie verschmelzen also relativ schnell in ihr, und das gilt eigentlich für alle höheren Kommunalbeamten, auf jeden Fall im Kaiserreich. Sie identifizieren sich sehr schnell mit der Stadt und tun dann so, als wenn sie immer schon da gewesen und die Vertreter dieser Städte gewesen wären. Es gab ja auch eine sehr große Fluktuation bei den hohen Verwaltungsbeamten, diese sind ja von einer Stadt in die nächste gegangen und mussten sich natürlich an das anpassen, was sie vorfanden. Dass dieser Unterschied nicht besonders deutlich ist, gilt für alle drei Städte. In Dortmund fällt auf, dass es den Hang des ansässigen Bürgertums gibt, gegenüber dem Rest der Nation zu zeigen: Wir sind auch Bürger und wir gehören ernst genommen. Aber das gilt auch für die, die hier geboren sind, ebenso wie für die, die zugezogen sind. Das Problem jedenfalls ist mir bewusst, aber es gab nicht genug her, dass man daran viel aufzeigen könnte.

Studium in Freiburg, das ist eine spannende Frage, das bringt mich dann zu dem weiteren Problem, dass ich eigentlich über alle diese Personen, die solche Texte geschrieben haben, noch mehr wissen müsste. Dann könnte man vielleicht noch ganz andere Bezüge herstellen. Aber das ist schlechterdings nicht zu leisten, da müsste ich sozusagen eine Kollektiv-biographie meiner

Deutungseliten schreiben, was auch eine reizvolle Sache wäre. Das heißt, dass ich weiß es schlechterdings nicht weiß, ob es solche Verbindungen gibt. Die technischen Beamten waren in aller Regel an den TH's, das heißt, sie waren, wenn sie hier im Süden studiert haben, eher in Stuttgart oder Karlsruhe gewesen und nicht in Freiburg. Ein Studium in Freiburg wäre wahrscheinlich eher für die katholischen Dortmunder zutreffend gewesen. Es gab dort einen kleinen Teil der städtischen Elite, der katholisch war, aber da liegen mir keine Informationen darüber vor. Also diese Querverbindung ist ein spannender Aspekt, da habe ich selber noch gar nicht darüber nachgedacht, bin freilich während meiner Arbeit auch nicht darüber gestolpert.

Dr. Drollinger: Ich wollte noch einmal auf Freiburg als Arbeiterstadt zurückkommen. Die Arbeiterschaft hat hier eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, das ist jetzt klar; das, was man Arbeiterschaft nennen kann, waren eben Kleinbürgerliche. Aber ich könnte mir doch vorstellen, dass es eine Arbeiterkultur gegeben hat, die sich in Vereinen manifestierte, in Gesangsvereinen, in Turnvereinen usw., und da könnte doch auch dieses Problem städtischen Selbstbewusstseins zum Ausdruck gekommen sein. Können Sie dazu etwas sagen?

Herr Guckes: Das ist ein sehr wichtiges Problem, das ist mir bewusst, aber auch da ist das ein Quellenproblem, und was in den Vereinen passiert, das ist schwer zu fassen. In den Überlieferungen der Vereine ist dies meistens nicht drin, man müsste eher in die Vereinszeitschriften gucken anlässlich von Jubiläen, doch das ließ sich in der Form nicht durchführen. Das Problem habe ich in Dortmund in einem noch viel stärkeren Maße, dass selbst da die Arbeiterschaft nicht so einfach zu greifen ist, wobei wiederum gilt, dass die Arbeiterkultur sich eben nicht in erster Linie an der Stadt und an deren Selbstbild abgearbeitet hat. Dort hat man politische Themen in den Vordergrund gerückt, hat etwa gesagt: „Wir möchten jetzt gerne auch einmal hier eine Sportanlage und nicht nur im Villenviertel.“ Um solche Forderungen ging es da eher. Für Dortmund kann ich dies wieder belegen, da war in der Weimarer Zeit Reichsjugendsporntag der sozialistischen Arbeiterjugend, wo es dann eine Sonderbeilage der entsprechenden Zeitung gab, der Westfälischen Arbeiterzeitung, die dann die bürgerlichen Formulierungen übernommen haben. In Freiburg habe ich so etwas in der Form leider nicht gefunden, aber meine Vermutung ist, dass auch dort sehr Wichtiges passiert in den Vereinen, was ich aber im Zusammenhang mit meinem Thema nicht richtig greifen kann.

Prof. Rödel: Sie haben auf zwei Bereiche hingewiesen, die identitätsstiftend wirken konnten, vor allem die Bauleistungen. Sie haben den Stadtbaumeister ja mit seinen Leistungen vorgeführt, und da gab es auch diese Grafiken, mit denen man eine sehr große Wirkung entfalten konnte. Das sind nun beides entscheidende Dinge: Sie haben einen Auftraggeber und haben einen Ausführenden. Man kann sagen der Stadtbaumeister war halt im Sold der Stadt, musste sich genau den Direktiven seines Oberbürgermeisters unterwerfen, oder er konnte auch selbst Anregungen hervorbringen. Sicherlich hat es Wettbewerbe gegeben bei irgendwelchen Baumaßnahmen, so dass man also aus dem Wettbewerb wieder Anregungen dieser oder jener Art empfangen konnte. Auf der anderen Seite bilden die Grafiker selber eine Zunft, die ja auch gewissen Richtungen nachhängen, die „en vogue“, gewesen sind. Wenn dann beide Teile intensiv zusammenarbeiten, da ist ja jemand sozusagen der Meinungsführer, je nachdem, wie der Auftrag lautete: „Mach mir etwas Mittelalterliches, Grafiker!“, oder wie kann das sonst zustande kommen? Könnte es auch sein, dass diese Künstler, also die Ausführenden, dass der

Architekt oder der Grafiker mit ihrer Vorstellungswelt die Ergebnisse eigentlich schon priorisiert hatten?

Herr Guckes: Für die Architekten kann ich es, glaube ich, etwas besser sagen als für die Grafiker. Es ist sehr erstaunlich, welchen Einfluss solche Oberbaudirektoren haben. Der Joseph Schlippe in Freiburg, der ist 1925, glaube ich, dort hingekommen und hat sein Amt offiziell um 1958 aufgegeben, hat also wirklich viele Jahre lang prägend gewirkt. Und in diesem Fall ist es so, dass die Stadt ihm mehr oder weniger gefolgt ist, das heißt, da war es wirklich die Person, die einen ganz entscheidenden Einfluss hatte. Schlippe wusste allerdings, dass er im Einvernehmen mit seiner Stadt stand, und daraufhin hat man ihm ja die Freiheit gelassen und hat gedacht, der macht das so, wie es für uns gut und richtig ist. Also haben sich da die Stadt und der Architekt gefunden. Wettbewerbe hat es relativ wenige gegeben. Das ist jedoch eine spannende Frage, wenn Sie sich den Dresdener Rathauswettbewerb angucken; der findet sich dann auch in den nationalen Bauzeitungen, mit der entsprechenden Debatte, wo es dann hoch herging. Oder bei der Münsterbauhütte in Freiburg, da wird dann auch über die Richtigkeit der Restaurierung gestritten. In solchen Dingen ist der Künstler relativ hoch einzuschätzen, der sich aber im Rahmen seiner Bauaufgabe bewegt. Wenn die Stadt nun etwas ganz anderes fordert, dann muss er darauf reagieren, also das gibt natürlich immer ein Wechselspiel. Bei den Grafikern ist die Sache schwieriger, und ich weiß nicht, wie etwa die Aufgabe für die Notgeldscheine formuliert wurde. Dafür gibt es leider keine schriftlichen Quellen oder ich habe sie nicht gefunden. Das wäre natürlich sehr spannend zu sehen, ob Vorgaben vorhanden waren oder ob das eben der Zeitgeist war, dass man dann in Dortmund gesagt hat: „Das ganze Mittelalter hilft uns nicht, unser Stahlwerk ist uns wichtiger,“. Und dann ist da natürlich die generelle Einstellung zur Avantgarde nicht außer Acht zu lassen; das gab es in Freiburg halt nicht zu diesem Zeitpunkt. Die Dortmunder wollten dann schon eher sagen: „Wir wollen auf der Höhe der Moderne sein,“. Das war ihr eigener Anspruch, und das war in Freiburg nicht so.

Herr Wiedmann: Wenn man heute durch Freiburg geht, sieht man überall in der Innenstadt diese Stolpersteine, also kleine Mahnmale, die an verschleppte oder ermordete Freiburger Juden erinnern. Daraus schließe ich, dass es eine große und wohl auch bedeutende jüdische Gemeinde gegeben hat, die möglicherweise auch eine dieser Deutungseliten darstellt. Haben Sie untersucht, ob es ein spezifisches jüdisches Freiburgbild gegeben hat?

Herr Guckes: Ich habe mir diese Frage gestellt, sie aber letztendlich nicht beantwortet, weil sich die jüdische Gemeinde in Freiburg im Rahmen des allgemein Üblichen bewegte. Zahlen kann ich Ihnen jetzt nicht genau sagen, aber die jüdische Gemeinde war nicht überproportional groß. Und die entsprechenden jüdischen Bildungsbürger waren eben in erster Linie Bildungsbürger und haben sich verhalten zu dem Zeitgeist wie ihre nichtjüdischen Kollegen. Dazu gibt es auch eine Reihe neuerer Studien, die im Emanzipationskampf des deutschen Judentums ging es ihnen darum, als deutsche Bildungsbürger anerkannt zu werden, während die Protestanten gesagt haben: „Ihr Juden könnt überhaupt nicht den gleichen Bildungsbegriff wie wir Protestanten haben, das geht gar nicht,“. Diesen Kampf hat es natürlich gegeben, aber innerhalb des Bildungsbürgertums unterscheiden sich die religiösen Gruppen nicht wirklich. Deswegen war auch der Bruch von 1933 für die Selbstbilder kein entscheidender. In Dresden ist das vielleicht noch auffälliger, weil da gerade dieses bildungsbürgerliche Deutungsfeld erkennbar ist, wo es viele jüdische Journalisten und ähnliches gab. Diese durften nach 1933

nicht weiter schreiben, aber dadurch kam es nicht zum Ausfall einer bestimmten Richtung, sondern das, was sie gesagt haben, wurde jeweils von anderen auch gesagt. Es gab konservative jüdische Journalisten und progressive jüdische Journalisten, und nach ihrem Wegfall blieben immer noch die nichtjüdischen über. Bis dahin waren sie eben da, ebenso wie die Synagogen, die als Wilhelminische Prachtbauten eine Zierde der Stadt bildeten und in jedem Stadtführer standen. Ich die Stadt konnte sich, vor 1890, positiv mit der jüdischen Gemeinde identifizieren, aber eben nicht in dem Sinne, dass da ein spezifisches Verhältnis zur Stadt zum Ausdruck gekommen wäre.

Prof. Krimm: Mich hat immer wieder beschäftigt, dass Sie bei Ihrem Referat über so viele zeitliche Brüche hinweg so viele Kontinuitäten herausgearbeitet haben, wobei wir noch gar nicht gefragt haben, wie Sie Ihr Enddatum 1960 begründen. Auch die soziale Bandbreite – Bürgertum, Industrie, Universität, Arbeiterschaft – verlangt doch eigentlich Differenzierung? Stellt nicht die Universität z.B. eine ganz eigene Welt für sich dar, die sich mit anderen Welten vielleicht berührt, vor allem im nationalen Grundgestus, aber doch mit vielem anderen gar nicht zusammen passt. Die Universität war in der katholischen vorderösterreichischen Tradition eine großdeutsche evangelische Exklave, um es überspitzt zu formulieren. Professoren wie Georg v. Below, ein Balte, oder andere hatten mit dieser Freiburger Tradition, die in Ihrer Argumentation ja eine große Rolle gespielt hat, lange Zeit gar nichts zu tun, im 19. Jahrhundert sowieso nicht und im 20. Jahrhundert, glaube ich, immer noch sehr wenig. Trotzdem haben Sie zwischen Universität und städtischem Bürgertum in diesen Grundthemen eigentlich kaum unterschieden. Habe ich Sie da richtig verstanden?

Herr Guckes: Ja, das haben Sie. Also zum Enddatum vielleicht kurz: Irgendwo muss man es ja setzen, Sie könnten auch nach 1900 als dem Anfangsdatum fragen, da wäre 1890 vielleicht viel sinnvoller gewesen, weil ja damit neue Entwicklungen einsetzten. Aber sechzig Jahre sind sowieso schon lange genug, und irgendwo musste ein Ende gesetzt werden. 1960 erklärt sich auch dann noch einmal dadurch, weil da, Ende der fünfziger Jahre, derzeit in der zeithistorischen Forschung das Ende einer langen sozialhistorischen Einheit gesehen wird, die eben von den 1890ern bis zum Ende der 1950er-Jahre geht. Sie haben dann viele neue Aufbrüche, 1968, das immer das Stichwort bildet, ist zwar nicht irrelevant, aber das war alles schon angelegt in den frühen Sechzigern, fängt schon 1958 an, als Globke gehen musste und dergleichen mehr. In der Industrie gibt es komplett neue Organisationsprozesse am Ende der 50er-Jahre. Das heißt, eine alte Ära ging da eigentlich zu Ende. Das kann man natürlich nicht an einem Jahr festmachen, und ich nehme auch eine Quelle von 1961 noch auf, so ist es nicht. Aber das war mein Leitgedanke: Mit den Liberalisierungsprozessen der 60er-Jahre wäre einfach ein so großes neues Fass aufzumachen gewesen, was den Rahmen dann wirklich gesprengt hätte.

Ob es zulässig ist, nicht schärfer zu differenzieren? Aber umgekehrt, ist es denn überhaupt möglich? Kann ich das alles aufwerfen: Universitätsbezug zur Heimat und katholischer Bezug zur Heimat, zur Nation, zur Region, zur Geschichte. Da müsste ich ja jedes Mal das Gleichbleibende scharf von dem trennen, was anders war. Das ist mir auch wiederum nicht aufgefallen, sondern die Quellen sind eben erstaunlicherweise relativ ähnlich. Ich habe mir den Katholikentag von 1929 angeschaut, das Diözesanjubiläum von 1927, da gibt es ja die Reden des Oberbürgermeisters. Und es gibt auch die Katholiken, die in der Stadt eine wichtige Rolle

spielen und als zweite Bürgermeister, als Zentrumspolitiker bei öffentlichen Anlässen sprechen Und die Universitätsprofessoren sind in der Stadtgesellschaft ja durchaus präsent. Sie sprechen in der Universität natürlich anders, als sie das in der Museumsgesellschaft, in der Harmonie, in den entsprechenden Geselligkeitsvereinen oder in der Stadtpolitik tun würden. Sobald sie sich aber zu Freiburg äußern, sind sie auch Freiburger. Es ist eher so, dass sich die Universität als abgehobene Welt mit der Stadt erstmal nicht wirklich auseinandersetzt. Als ich da als Student war, habe ich mit den Freiburgern selber, wenn sie nicht Kommilitonen waren, nichts zu tun gehabt, außer beim einkaufen, weil es wirklich keine Kontakte gab. Aber wo sich die Studenten zur Stadt äußern, da kann sie auch durchaus wieder in meinem Sinne mit einbeziehen. Das werde ich gerne noch einmal bedenken, und wenn ich da etwas ganz anderes finde, dann sollte dies schon auch gebührend zur Geltung gebracht werden.

Prof. Krimm: Ich knüpfe noch einmal an die Frage von Frau Pohl am Anfang an, obwohl ich die Frage nach der Auswahl Ihrer Städte auch nicht zu Tode reiten will – Sie müssen sich ja für irgendein Objekt entscheiden. Aber methodisch beschäftigt es mich doch, ob man denn eine Stadt wie Freiburg mit Dortmund und Dresden sinnvoll vergleichen kann und sich darüber wundern darf, dass es da so große Unterschiede gibt? Muss man da nicht fragen: Was ist in einem Selbstbild einer Stadt Sondergut, wo repräsentiert sie allgemeine Selbstbilder, deutsche Selbstbilder? Wo hat sie ihr eigenes Selbstbild? Und wo existieren unter den gleichen oder ähnlichen Bedingungen trotzdem andere Selbstbilder? Dass bei ganz anderen Bedingungen vermutlich auch andere Selbstbilder bestehen, das würde ich zunächst einmal so erwarten. Ich versuche einmal freihand eine Vergleichsstadt zu definieren: sie müsste katholisch sein, auch eine Universität haben, vielleicht auch einen Bischofssitz und, weil das auch für Sie wichtig war, im Krieg sehr zerstört. Also z.B. Würzburg oder Münster. Aber Freiburg bis in die Nachkriegszeit hinein mit einer Stadt zu vergleichen, die dann in der russischen Zone lag und unter vollkommen anderen Bedingungen weitergelebt hat, und einer vor allem von Industrie geprägten Stadt wie Dortmund: wo liegt da der methodische Gewinn Ihrer Fragestellung?

Herr Guckes: Das ist natürlich die klassische Frage, was vergleiche ich, Gleiches mit Gleichem oder eben Ungleiches? Gewiss hätte ich das machen können mit den drei Gleichen. Ich habe mich aber entschieden, verschiedene Städtetypen zu nehmen. Stadtypologien gibt es ja „en masse,, ob sie jetzt Konsumenten und Produzenten statt Max Weber nehmen, oder die neuere Stadtethnologie, sprich von den „ Big C`s,, Commerce and Court, also eine Hofstadt, Handelsstadt und Industriestadt. Und meine Frage war dann eher: Was für eine Auswirkung haben denn eben diese Funktionen der Stadtstruktur auf diese Selbstbilder? Ich wollte am Anfang herausfinden, was diese Selbstbilder letztendlich überhaupt prägt. Was ich jetzt darüber weiß, wusste ich am Anfang noch nicht. Das war also nicht von vornherein absolut logisch, wie jetzt das Gewicht von Struktur und Entscheidungsfreiheit der Deutungseliten tatsächlich anzusetzen wäre. Und was letztendlich der entscheidende Faktor ist: Man kann ja auch fragen, was denn die Dortmunder mit ihrer Hansevergangenheit anzufangen wissen? Und von daher finde ich es durchaus sinnvoll eben zu schauen, was bei allen unterschiedlichen Faktoren gleich ist, also die verschiedenen Faktoren zu betrachten, die sich darauf auswirken. Es ist klar, wenn ich fünfzehn Städte hätte machen können, dann hätte man sicherlich ein noch größeres Feld aufmachen können. Das wäre dann aber völlig zu Lasten der Arbeit am Detail gegangen. Natürlich kann man genau so gut sagen: Ich mache eine Studie zu einer Stadt über einen

Zeitraum von zehn Jahren und drehe dann jedes Blatt Papier um, und da würden dann mit Sicherheit ganz andere, aber durchaus interessante Sachen dabei herauskommen. Ich habe mich für eine Art Mittelding entschieden, wo ich eine sehr lange Untersuchungszeit und drei verschiedene Städte habe, also möglichst viele Elemente, die ich einbeziehen kann, wobei ich aber trotzdem noch auf die einzelnen Städte eingehen kann. Das ist im Prinzip das gleiche, als wenn Sie fragen: Kann man einen Diktaturvergleich machen. Der beobachtet ja auch total unterschiedliche Phänomene, und trotzdem wird es ja gemacht. Ich fand diese Unterschiedlichkeit eben spannend, was nicht heißt, dass eine Vergleichsstudie mit ähnlichen Städten genauso spannend gewesen wäre. Ich befürchte, das war keine richtig befriedigende Antwort, aber so war es.

Herr Goldschmit: Aber liegt der Reiz Ihrer Arbeit nicht darin, dass bis jetzt die meisten Untersuchungen zum städtischen Bürgertum irgendwie typologische Untersuchungen sind. Ist der Reiz Ihrer Arbeit nicht der, dass man da einmal wegkommen kann von der Typologie und auch einmal schauen kann: Was ist in der Stadt? Kann man das vergleichen oder kann man es nicht vergleichen? Gibt es da Besonderheiten, Eigenständigkeiten, und dass man vorher noch gar nicht weiß, was man findet?

Herr Guckes: Ja, so ist es. Ich habe mich ja an dieser Typologie auch nicht jetzt wirklich aufgehängt. Das war die Entscheidung am Anfang, als ich die Städte ausgesucht habe, als ich dachte, ich nehme drei unterschiedliche Städte und schaue weiter. Und genau das, was Sie dann beschrieben haben, wollte ich dann auch machen, beobachten, wie sich das am konkreten Orte denn nun auswirkt, wie sich das darstellt, ob nicht das, was man vielleicht auf Grund vorgefertigter Vermutungen annimmt, dann alles ganz anders herauskommen würde. Und so ein paar Sachen habe ich dann auch anders gefunden als ich das erwartet hatte. Was nun Dresden angeht, da ist es natürlich gerade sehr wichtig zu sehen, was denn das politische System ausmacht? Und gerade an dieser Stelle kann man eben hervorragend sehen, was mit dem neuen politischen System alles anders wird. In Dresden wird die komplette Deutungs-elite ausgetauscht, und die Bürger können den Versuch machen, ein komplett neues Selbstbild zu installieren. Und gerade da kann man sehen, wie es dann zu Konflikten zwischen der neuen sozialistischen Deutungselite und der Beharrungskraft der verbliebenen Bildungsbürger bestellt ist. Dieser Aspekt des Buches würde mir völlig fehlen, wenn ich mich eben auf drei hübsche kleine Universitätsstädte kapriziert hätte.